

dikalität der Durchführung bis in die gegenwärtige Gesprächslage und der grundsätzlich berechtigte Versuch, Kirchenrecht in existenzialen Kategorien, nicht als ein nur Äußeres und Fremdes zu begreifen. So kann man an diesem Buche nicht vorbeigehen und wird zu entschiedener Selbstprüfung gezwungen. Hans Dombois

46  
Circulus virtuosus

Karl Barth, Kirchliche Dogmatik IV/3. Evangelischer Verlag Zollikon, Zürich 1959. 2 Teilbände, zus. 1107 S., 65,60 DM.

Noch nie wurde in einer christlichen Glaubenslehre die für den christlichen Glauben konstitutive Rolle Christi so konsequent nach allen Seiten dargelegt wie bei Karl Barth. Und bei ihm wiederum noch nie so einprägsam, in solch (notwendiger) Engführung wie in dem neuen Band IV/3! Gemäß herkömmlicher theologischer Einteilung behandelt er in diesem, in sprachlicher Breite wie in gedanklicher Tiefe gleich voluminösen Werk das sogenannte „prophetische Amt“ Christi. Bislang verstand man darunter Christi Auftrag, der Welt die Wahrheit zu verkündigen. Es ergänzte so die als wichtiger geltenden Abschnitte über seine „Ämter“ als „Hoherpriester“ (die sühnende Wirkung seines Lebens und Sterbens) und als „Weltenkönig“, worin er die ihm übergebene „Gewalt im Himmel und auf Erden“ ausübt. Calvin war es — auch hier Karl Barth den Wegweisend —, der dieses „dritte Amt“, das prophetische, zu Ehren gebracht hatte.

Barth entfaltet das Thema in der bei ihm gewohnten methodischen „Dialektik“. Doch ist es nötiger denn je, diese seine „neue“ Dialektik abzuheben von der Hegels oder der des Marxismus, aber ebenso auch von der Dialektik Kierkegaards oder jener der „dialektischen“ Theologie der zwanziger Jahre, deren Schrittmacher einst der junge Karl Barth selbst war. Die Dialektik seiner „Kirchlichen Dogmatik“ ist nicht mehr der „unendliche qualitative Unterschied“ zwischen Gott und Mensch in abstracto, sondern vielmehr die Klammer zwischen der göttlichen und menschlichen Seite in der Person Jesu Christi, also die Dialektik zwischen seiner göttlichen und menschlichen „Natur“ sozusagen. Gemäß aller christlichen

Überlieferung und Tradition in allen Konfessionen sind in ihm Gott und Mensch auf ewig unauflöslich und unvermischt miteinander verbunden. Diese Verbindung führte dazu, daß jener „Mittler“ Jesus nicht im Tode blieb, und so ist für Karl Barth das einzige Axiom einer legitimen Theologie der Satz: „Jesus ist auferstanden; er ist wahrhaftig auferstanden“ (S. 47).

In vier Punkten unterscheidet sich Jesu Selbstzeugnis („Prophetie“) von anderen Prophezeiungen: er spricht nicht nur die Wahrheit, er ist sie selbst in Person; seine Aussage geht darum alle Menschen an; er verweist nicht auf eine kommende, sondern auf eine in ihm schon geschehene Erfüllung; Jesus hat nicht nötig, über sich hinauszugehen, sondern er zeigt auf sich und sein Werk, den in ihm vollzogenen Bund Gottes mit den Menschen. Er allein und niemand oder nichts anderes ist damit „Licht des Lebens“.

Seit seiner Jugend hat Karl Barth die Unversöhnlichkeit „anderer Wahrheiten wie einer Marienwahrheit, einer Traditionswahrheit oder einer Lehramtswahrheit auf der einen Seite, einer Natur- oder Vernunftwahrheit auf der anderen und einer politischen Wahrheit auf der dritten oder vierten Seite“ (S. 98) mit der Selbstaussage Christi nicht mehr so radikal herausgestrichen wie jetzt. Doch dieses unbeirrte Bleiben an dem, was man von Christus weiß, ist auch der unvergleichliche Vorzug des ganzen Werks, das mit dem neuen Band seine einstweilige Krönung erfährt. Barth ist damit im Zug seiner Dogmatik zu seinem Zentrum und zum Gegenstand seines leidenschaftlichsten Nachdenkens gekommen: zu Jesus Christus in sich selbst und damit seiner Bedeutung und Wirkung für die Welt.

Der oft in Spiralen bohrende Gedanken- gang, kreisend um diese Mitte, und die sich oft scheinbar mühsam, meist antithetisch vortastende, in Art von Meditation sich vor- grabende Sprache erzeugen im aufmerksamen Leser einen Grad von Spannung, der aus der Lektüre theologischer Werke sonst kaum hervorzugehen pflegt. Barth ist sich der Einsamkeit seiner Position in vielen Fragen durchaus bewußt: „Ein Kombinieren des Wortes Jesu Christi mit der Autorität und den Inhalten angeblicher anderer Gottesoffenbarungen und Gotteswahrheiten war und ist nun aber die schwache Stelle so ziemlich aller Gestalten der christlichen Kirchengeschichte“ (S. 113)! Doch auch wer

nicht enragierter „Barthianer“ ist, muß nach dem Studium von IV/3 einräumen, daß es Barth gerade auf diese, alle anderen Möglichkeiten ausschließende Weise nur umso besser gelingt, nicht nur zu den Geheimnissen der Bibel und ihres Christuszeugnisses Zugang zu bekommen, sondern auch die Situation des Menschen in seiner eingebildeten Gottlosigkeit zu treffen.

Er läßt dem sich Christus widersetzenden Menschen keine Chance für seinen Unglauben. Da Christi Wort und Werk für alle Menschen aller Zeiten gilt, so kann auch der Gottlose nicht als ein solcher anerkannt und angesehen werden: gottlos zu existieren, ist keine Möglichkeit des Menschen, weil Christus, egal ob er es glaubt oder nicht, ihn bereits versöhnt hat und weil er von ihm nicht mehr entlassen und aufgegeben wird. Niemand kann eigentlich „gott-los“ sein, da Gott durch Christus nie mehr „mensch-los“ sein will.

Unvergleichlich in der Theologiegeschichte sind die Abschnitte über die Abwehrbewegungen des ungläubigen Menschen gegen Christi Botschaft; unübertroffen vor allem die Schilderung der „Weltanschauungen“, hinter denen sich nach Barth der Mensch am liebsten verschanzt, um Christus zu entziehen: „Weltanschauung ist die herrliche Möglichkeit, sich der geladenen Atmosphäre des Dreiecks — Gott, der Mitmensch, der Mensch — . . . zu entziehen. In der Weltanschauung herrscht, je mehr in ihr wirklich die Welt angeschaut wird, das gemäßigte Klima eines Panoramas, in welchem es vieles zu sehen . . . gibt: Vieles und nicht nur . . . eines!“ (S. 294).

Doch solche Äußerungen sind nicht Ausdruck eines sattsam bekannten Theologenhochmuts: das übelste, bewußte oder unbewußte, Eskamotieren Christi ist das durch den christlichen Menschen selbst! Es könnte in der Christenheit vorkommen, daß „alle da zu vernehmenden guten Worte, Lieder, Gebete und Beteuerungen ihrem ganzen Ernst zum Trotz einen gewissen hohlen, blechernen oder hölzernen Ton hätten, daß in allem das charakteristisch matte Geräusch einer leerlaufenden Mühle nicht zu verkennen wäre. Nichts Böses würde sichtbar, nichts greifbar Falsches hörbar. Nur daß ein grauer Nebel von aufgebauschter Mittelmäßigkeit, pathetischer Langeweile und wichtigtuender Unwichtigkeit sich über das Ganze verbreitete. Nur daß eben im Grunde nichts passierte, . . . in der beteiligten Chri-

stenheit nicht und in ihrer Umgebung erst recht nicht“ (S. 297—298). Nein, die Kirche ist für Barth keine Garantin des Heils und der Wahrheit; sie ist bestenfalls deren Trägerin, Hüterin und Verbreiterin. Die seit hundert Jahren den Glauben erschütternde Frage etwa, ob Jesus denn nun wirklich auferstanden sei oder ob sich die älteste Christenheit oder vielleicht gar er selbst in der Erwartung seines schnellen Wiederkommens getäuscht haben, ist für Barth einfach unmöglich. Sie wäre keine Frage des Glaubens mehr; wichtiger aber ist ihm die andere, warum Christus nach seiner Auferstehung nicht sofort das Weltgericht durchgeführt hat, sondern bis heute mit seiner Wiederkunft verzieht? Wie konnte es zu jener Distanz kommen?

Barths Auskunft: weil es in Gottes Freiheit liegt, den Menschen nicht unvorbereitet zu überrumpeln, sondern weil er auch ihm eben die Freiheit geben will, Gott auf seinem Weg durch die Zeit zu begleiten! Gott gönnt seinem Partner noch Zeit und Raum, an seiner Saat und Ernte nicht nur als „Zuschauer, sondern aktiv“ teilzunehmen (S. 383). So gibt es auch keinen Stillstand von Jesu prophetischem Wirken. Des Menschen „Lüge“ besteht also darin, ihm auf diesem Weg nicht nachzufolgen, sondern einen eigenen zu suchen und sich über Christus eine private Ansicht zurechtzulegen. Eine ausführliche Exegese des Hiob-Buchs zeigt die hier blühenden Irrtümer des frommen Menschen, der nur an sich denkt. Überhaupt sind die exegetischen und dogmengeschichtlichen Unterstreichungen im Kleindruck wieder Kostbarkeiten feinsten theologischer Filigranarbeit, doch werden sie unverkennbar seltener, ebenso wie auch die rein polemischen Partien.

Barth ist mit dem ganzen Herzen dabei, des Menschen Lüge und Verdammnis in diesem Leben als keinesfalls endgültig und irreparabel aufzuweisen. Alles Aufbauschen der sonst so beliebten Dämonen und gar des Satans ist ihm ein Greuel. Nicht aus nüchternem schweizerischem Rationalismus, sondern weil die Macht und Hoheit Christi damit geschmälert würden.

Entschieden wird die Möglichkeit abgeschnitten, durch Erziehung und Gewohnheit schon ein Christ zu werden. Christus ruft jeden einzeln, aber jeden auf andere Weise. Vor allem: die Berufung geschieht nicht durch ein singuläres Erlebnis, sondern im Leben des Christen immer von neuem. Sie

geschieht ganz schlicht nur durch sein Wort in vielerlei Form; Christus bedient sich dazu nicht einmal immer der kirchlichen Hilfsmittel.

Barth umschreibt das Wesen des Christen als Zeugenschaft und kehrt damit zu den biblischen Aussagen zurück. Bekehrungsgeschichten wie die des heiligen Augustin oder Luthers „gibt es in der Bibel überhaupt nicht“ (S. 656). Nicht das persönliche Heil, sondern die Ausbreitung des Reiches Gottes, d. h. seine Zeugenschaft für den Gottmenschen, macht den Menschen zum Christen. Laut Barth liegt hier die Wurzel für die Ohnmacht der heutigen Christenheit: sie ist zu sehr um sich bemüht, entschuldigt und verteidigt sich zuviel, sie ist nicht mehr im Angriff. Das Weltgeschehen als solches sagt ja der christlichen Gemeinde nichts Neues. Es existiert für den Christen nach Barths Meinung lediglich als „theatrum“ für den Marsch Christi zur Vollendung der Menschheit. Souverän und in höchster, aber „heiligster“ Einseitigkeit begnügt sich der Basler Professor mit einigen Randbemerkungen zum Problem der Geschichte; man spürt, daß er für historische Fragen nicht nur keine besondere Leidenschaft, sondern eher eine gutmütige Herablassung hegt. Außer kleinen Anzeichen göttlichen Erhaltens vermag er in der Weltgeschichte kaum etwas zu erblicken. Ja, er warnt sogar nachdrücklich allzu eifrige Zukunftsbetrachter vor einer „eschatologischen“ Sucht, aus irgendwelchen „Entwicklungen“ Vorzeichen für ein Weltende abzulesen zu wollen.

Hier und jetzt hat der einzelne Christ und die Gemeinde ihr Zeugnis abzulegen, in der Gegenwart und am Ort, wohin jeder eben gestellt ist. Relativ knapp und wenig originell sind auch die Ausführungen über die klassischen Formen der evangelischen Verkündigung: Gottesdienst, Predigt, Unterricht, Evangelisation (der Barth eine gewisse Bedeutung zumißt), Heidenmission, Diakonie, Theologie, Gebet, Seelsorge u. a. Auf seiner biblisch-dogmatischen Linie beharrend, unterstreicht Barth z. B. die Notwendigkeit des Singens der Gemeinde, kritisiert hingegen das Orgelspiel als über die menschliche Beziehung zwischen Christus und Christ hinausgehend. Oder er lobt die Methode der Heilsarmee, tadelt aber die der

„Moralischen Aufrüstung“, die ihm nicht zentral genug auf Christus bezogen ist. Verworfen werden auch jegliche Abbildungen im Gotteshaus als „Konkurrenz“ zur Predigt. Doch sind solche praktischen Zuspitzungen, obwohl das Gegenteil versichert wird, offensichtlich nur als Streiflichter zu werten; eine „praktische Theologie“, die auf Barths Voraussetzungen fußt, müßte interessant aussehen!

Das Werk mündet in eine bemerkenswert kurze Erläuterung der christlichen Hoffnung aus. Von der die früheren Christen so bewegenden Furcht vor dem jüngsten Gericht wird bei Barth fast nichts spürbar. Christus wird in derselben Gestalt kommen, als den die Christenheit ihn jetzt schon kennt, als die Güte und Liebe Gottes in Person. Ruhigen Gewissens kann also der Christ sterben, denn nicht der Tod, sondern der lebendige Christus ist die letzte Macht, auf die er zu warten hat. Auch hier wieder betonte Nüchternheit, keinerlei Überschwang, keinerlei Mystik, kein Pathos der Ewigkeit, sondern fast geschäftsmäßig knappe Aussage! Auf diesem Sektor gibt es für Barth kaum mehr aufregende Probleme; er erwartet vom jüngsten Tag und von der Ewigkeit nichts, was er nicht jetzt schon, zumindest in festen Umrissen, wissen könnte. Denn an Christus, so wie er schon da war, gelebt und gelehrt hat, hängt für Barth alles. Ist diese Einseitigkeit seiner Auffassung nicht eine ungeheure Beschneidung menschlichen, auch christlichen Denkens? Wird diese Engführung nicht zur Flucht in ein kirchliches Ghetto, zu dem keinerlei Brücken aus Philosophie, Psychologie, Historie, Literatur und Kunst mehr hineinführen? Barth würde das bestreiten, denn wo Christus im Mittelpunkt ist, gibt es kein Ghetto, sondern da führen viele Brücken vom Zentrum nach allen Richtungen hinaus. Die Theologie jedoch hat sich um solche Brücken nicht zu kümmern. Ihre Aufgabe ist allein das Zeugnis von der Wahrheit.

Warum aber ist gerade Christi Lehre die Wahrheit? Weil er der Gottmensch, der Offenbarer und Versöhner ist. Und warum ist gerade und nur Christus das alles? Weil seine Lehre die Wahrheit ist! Dies ist und bleibt der *circulus virtuosus* Karl Barths.

Wolfgang Hammer